

zen, aber auch Landes- und Kommunalpolitikern öffentlich Desinteresse an einer zeitgemäßen Gedenkstättenarbeit vor. Als 1960 die Vorwürfe Roths immer heftiger wurden, enthob ihn Weihbischof Neuhäusler, seit 1947 in diesem Amt, seines Dachauer Postens und ließ eine publizistische Bombe platzen: Der ehemalige Dominikaner Roth sei gar nicht, wie allgemein angenommen, als Gegner des NS-Regimes inhaftiert gewesen, sondern als praktizierender Homosexueller! Neuhäusler ließ keinen Zweifel daran, dass er die KZ-Haft seines geistlichen Mitbruders deshalb als angemessen erachtete. Das Renommee Roths war zerstört. Nach einer Irrfahrt durch die Vorarlberger Alpen fand der Verzweifelte dort unter bis heute ungeklärten Umständen den Tod.

Widersprüchliche Persönlichkeit

In den fünfundachtzig Jahren seines Lebens hat Johannes Neuhäusler die unterschiedlichsten Lebenswelten erfahren. Aufgewachsen in der Monarchie, erlebte er die Weimarer Republik und das Dritte Reich, um schließlich in der jungen Bundesrepublik seinen Platz in der Gesellschaft zu finden. Die Auseinandersetzung mit dem Kirchenkampf des Dritten Reiches aber war zum prägenden Thema seines Lebens geworden. So vielseitig seine Erfahrungen, so vielseitig war auch die Persönlichkeit des Bischofs aus dem Dachauer Land. Auf die Würde seines Amtes – nicht ganz frei von Eitelkeit – wohl bedacht, lebte er in seinem kleinen Haus in München in kaum denkbarer Schlichtheit: die meisten Räume nicht beheizbar,

karg möbliert, oft geteilt von mittellosen Studenten. Auf der einen Seite der Widerspruch kaum duldende Kirchenfürst, auf der anderen Seite der humorvolle, Karten spielende, zu deftigen Streichen und Späßen aufgelegte Altbayer. Als mit Julius Kardinal Döpfner ein ähnlich knorriges Temperament sein Vorgesetzter wurde, zog sich der alt gewordene Johannes Neuhäusler auf das Altenteil zurück. Am 14. Dezember 1973 starb er in München nach schwerer Krankheit. In der schlichten Kirche des Dachauer Karmelklosters, dort, wo er sein Grab längst vorbereitet hatte, liegt er begraben. *Der Strick war mir wirklich um den Hals gelegt, hat er geschrieben, Gott hat ihn immer wieder zerrissen.*

Bücher von Johannes Neuhäusler

Denk ich an München. Typoskript o. J.
Kreuz und Hakenkreuz. München 1946.

Zeugen der Wahrheit. München 1947.

Wie war das im KZ Dachau. Ein Versuch, der Wahrheit näher zu kommen. München 1960.

Saat des Bösen. Kirchenkampf im Dritten Reich. München 1964.

Amboß und Hammer. Erlebnisse im Kirchenkampf des Dritten Reiches. München 1967.

Weiterführende Literatur

Peter Pfister: Weihbischof Johannes Neuhäusler. In: Georg Schwaiger (Hrsg.): Christenleben im Wandel der Zeit. Bd. 2. München 1987, S. 362ff.

Michael Höck: Brückenbauer zur Dritten Welt. In: Münchner Merkur Nr. 109. 13. Mai 1989.

Norbert Göttler: Die rechte Hand des Kardinals. Johannes Neuhäusler und das Dritte Reich. Dokumentarfilm des Bayerischen Fernsehens. 1998.

Anschrift des Verfassers:

Dr. Norbert Göttler, Walpertshofen 2, 85241 Hebertshausen

»Du Pfaff, Du Saupfaff, Dreckpfaff, Katholikenpfaff ...«

Der aus Altomünster stammende Pfarrer Johann Baptist Neumair (1877–1963) in Gestapohaft 1945

Von Anneke Siebert

Johann Baptist Neumair war ein katholischer Pfarrer aus Altomünster, der 1945 von der Gestapo kurzzeitig zu Unrecht verhaftet wurde. Seine Biografie wurde 2013 im Rahmen eines W-Seminars des Camerloher-Gymnasiums Freising für das »Gedächtnisbuch Dachau« und die »Geschichtswerkstatt im Landkreis Dachau« rekonstruiert und aufgearbeitet. Das »Gedächtnisbuch« ist als Projekt des Trägerkreises Gedächtnisbuch eine wachsende Sammlung von Biografien ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau, um die individuellen Lebensgeschichten vor dem Vergessen zu bewahren. Pfarrer Neumair selbst dokumentierte seine Zeit der Verfolgung und Verhaftung in seinen »Kurzen Notizen über meinen Leidensweg«, die im Anhang geboten werden.

Gestapo

Die Geheime Staatspolizei des NS-Regimes, besser bekannt als Gestapo, war eine besondere Stütze der nationalsozialistischen Herrschaft, die politische Widerständler verfolgte und bestrafte.¹ Auch »politisierende Geistliche« und viele Angehörige der katholischen und protestantischen Kirche galten als Störenfriede und Widersacher. Die Gestapo war dazu angehalten, die Geistlichen zu verfolgen, »die durch Reden, Schriften oder sonstige Handlungen den Widerstandswillen des Volkes untergraben oder zu untergraben versuchen«.² Bestrafungsmaßnahmen waren unter anderem die Schutzhaft, eine Ausweisung, ein Zwangs- oder Sicherungsgeld sowie Einweisungen ins Konzentrationslager, welche seit 1940 stark zunahmen.³ Dabei arbeiteten die wenigsten von den National-

sozialisten verfolgten Geistlichen mit offenem Widerstand oder Protest gegen das NS-Regime. Bereits die Seelsorge wurde als politischer Angriff auf den Totalitätsanspruch des Nationalsozialismus gesehen. So wurden viele Geistliche Opfer von Hausdurchsuchungen, Überwachungen, Vernehmungen und Verhaftungen durch die Gestapo.⁴ Auch der katholische Pfarrer Johann Baptist Neumair aus Altomünster wurde Opfer der Schreckensherrschaft der Gestapo.

Werdegang von Johann Baptist Neumair

Johann Baptist Neumair wurde als zweites von fünf Kindern des Schuhmachers Josef und seiner Frau Theresia Neumair am 23. Mai 1877, beim »Tirolerschuster«, in Altomünster geboren (heute Hohenrieder Weg 6).⁵ Sein Lebensweg war von Anfang an christlich geprägt. Er wurde einen Tag nach seiner Geburt in der Kloster- und Pfarrkirche zu Altomünster katholisch getauft⁶ und 1888 in der Kloster- und Pfarrkirche von Indersdorf gefirmt.⁷ 1888 trat er in das Knabenseminar des Erzbischöflichen Instituts Schäftlarn ein. 1890 wechselte er in das Erzbischöfliche Knabenseminar Scheyern. Ab 1894 besuchte Neumair für vier Jahre das Königliche Humanistische Gymnasium Freising. Nach dem Abitur trat er ins Priesterseminar ein und studierte ab 1898 in Freising Philosophie und Theologie.⁸ Am 29. Juni 1903 wurde Johann Neumair im Hohen Dom zu Freising zum Priester geweiht.⁹ Die Primiz hielt er am selben Tag in Altomünster. Seine weiteren Stationen führten ihn als Kooperator¹⁰ nach Endlhausen (1903) bei Holzkirchen, als Koadjutor¹¹ nach Rieden (1904) am Ammersee, als Koadju-



Pater Augustin Rösch (Mitte) besuchte nach seiner Freilassung die Familie Maier in Hofgiebing. Auf dem Bild ist er mit Wolfgang, Maria und Martin Meier zu sehen, die mit ihm verhaftet worden waren.

Quelle: Münchner Kirchenzeitung

tor nach Übersee (1905) am Chiemsee sowie als Kooperator nach Hohenkammer (1906). Von 1908 bis 1920 war Neumair Kooperator in Fridolfing bei Waging am See, bis er schließlich 1920 Expositus und 1921 Pfarrer der Gemeinde Oberornau wurde. Hier war er bis zu seiner Verhaftung tätig.¹²

Die Machtübernahme Hitlers und der Nationalsozialisten 1933 bedeutete eine Zäsur für alle, die der nationalsozialistischen Ideologie kritisch gegenüberstanden. Diesen Personen standen Verfolgungen und Verhaftungen bevor. Auch Johann Neumair wurde ab 1937 mehrmals verhört, 1938 erhielt er Unterrichtsverbot aufgrund antinationalsozialistischer Äußerungen.¹³ Weitere Verhöre und Maßnahmen gegen ihn sind für 1941 und 1944 überliefert.

Verhaftung

Am 11. Januar 1945 hielt Johann Neumair einen Gottesdienst in Hofgiebing. Als er wieder im eigenen Hause war, suchten ihn zwei Beamte der Gestapo auf und zwangen ihn ohne Angabe eines Grundes mitzukommen. Der Pfarrer wurde zunächst in das Gendarmenhaus in Schwindegg gesperrt und dort verhört. Nach vier Stunden kam er auf ein offenes Transportauto, zusammen mit dem Jesuitenpater Augustin Rösch und mehreren Angehörigen, das die Gefangenen in die Gestapo-Zentrale im Wittelsbacherpalais in München brachte.¹⁴ Der Grund seiner Verhaftung liegt in der Verbindung zum Jesuitenpater Augustin Rösch. Nach dem Hitlerattentat vom 20. Juli 1944 verfolgten die Nationalsozialisten alle, bei denen sie eine Verbindung zum Kreis der Verschwörer vermuteten. Pater Rösch gehörte dem Kreisauer Kreis an und war im August 1944 untergetaucht. Er floh zunächst in ein Kloster der Armen Schulschwestern bei Dorfen, doch dort wurde es zu unsicher für ihn, also flüchtete er weiter nach Hofgiebing, das in der Nähe von Haag am Inn liegt. Dort fand der Pater im Herbst 1944 bei der Bauernfamilie Meier Zuflucht.¹⁵ Von diesem Versteck wusste nur noch Gemeindepfarrer Johann Neumair, der allerdings nicht über den Grund der Verfolgung informiert wurde.¹⁶ Nach wenigen Monaten wurde das Versteck jedoch bekannt. Johann Neumair wurde aufgrund seines Wissens zum Lügner und Staatsfeind erklärt.¹⁷ Als weitere Gründe für Johann Neumairs Verhaftung werden sowohl die Hilfeleistung beim Verstecken des Pater Rösch¹⁸ als auch eine angebliche Beteiligung am Hitlerattentat genannt.¹⁹ Neben Johann Neu-

mair wurden Pater Rösch, der Landwirt und Vater Wolfgang Meier sowie zwei seiner Söhne, Wolfgang und Martin, und seine Tochter Maria verhaftet. Maria Meier war in der Gestapo-Zentrale in München für sechs Tage gefangen, bevor sie entlassen wurde. Pfarrer Neumair und die anderen Gefangenen wurden hingegen noch in der ersten Nacht nach Dachau in das Konzentrationslager transportiert.²⁰

Konzentrationslager Dachau

Johann Neumair kam mit der Gefangenennummer 138 059 in Block 17. Selbst nach eineinhalb Tagen ohne Essen konnte sich der Pfarrer nicht dazu überwinden, das Häftlingessen zu sich zu nehmen und gab dieses ausgehungerten Mitgefangenen weiter. Am zweiten Tag im Konzentrationslager sollte der Pfarrer zum Haarschneiden. Kurz bevor er an der Reihe war, wurde durchgerufen, dass er entlassen sei.²¹ Am Ausgang stellte der Pfarrer fest, dass auch Pater Rösch mit dabei war. Die Freude über ihre angebliche Freiheit währte nur kurz, die beiden Geistlichen wurden zurück nach München zur Gestapo gebracht. Dort wurden sie erneut eingesperrt und gefesselt. Schon bald wurde ihnen klar, dass sie – statt freigelassen zu werden – nach Berlin ins Gefängnis Moabit kommen würden. So mussten sie in München-Pasing mit zwei Gestapo-Offizieren in einen Zug steigen, der sie nach Berlin brachte. Auf der Zugfahrt erfuhren sie, dass sie dort vor den Volksgerichtshof gestellt werden sollten, da Pater Rösch als »Hochverräter« und Johann Neumair als »Begünstiger des Hochverrates« angeklagt wurde. Mit einem solchen Urteil hätten sie mit großer Wahrscheinlichkeit die Todesstrafe erwartet.²²

Im Gefängnis Berlin-Moabit

Das Zellengefängnis Moabit in Berlin wurde ab 1940 unter anderem von der Gestapo als Untersuchungshaftanstalt verwendet, wo beispielsweise Widerstandskämpfer eingesperrt wurden.²³ Am 13. Januar 1945 erreichten der Pater und der Pfarrer das Gefängnis, Johann Neumair wurde in die Zelle 551 gesperrt, die mit einem Bett und einem Wasserkrug mit »Spreewasser« ausgestattet war. Zu dieser Zeit wurde Berlin heftig bombardiert. Während der Bombenangriffe waren die Häftlinge weiter ohne Schutz in den Zellen eingesperrt und es blieb ihnen nichts anderes als zu hoffen, dass sie nicht von einer Bombe getroffen wurden. Luftangriffe fanden während

der Zeit, in der der Pfarrer im Gefängnis saß, 35-mal statt.²⁴ Bereits am zweiten Tag in Berlin wurde Johann Neumair krank. Er hatte hohes Fieber, eines seiner Augen klebte zu und seine Halsdrüsen entzündeten sich. Dem Pfarrer setzte dies alles sehr zu, nach acht Tagen konnte er kaum noch gehen. Medizinische Hilfe bekam der Geistliche keine, sodass es ihm immer schlechter ging. Auch sein linkes Bein begann sich zu entzünden, es handelte sich um eine Thrombose bzw. Thrombophlebitis, was ohne Behandlung eine Lebensgefahr darstellte. Der Pfarrer verharrte knapp vier Wochen im Gefängnis, bis er am 15. Februar 1945 die Nachricht bekam, dass er frei sei. Auch Pater Rösch wurde freigelassen.²⁵ Der genaue Grund der Entlassung ist nicht bekannt und wohl nur auf die Endphase des Krieges zurückzuführen.

Freilassung

Johann Neumair ging allerdings nicht direkt nach Oberornau zurück, sondern zunächst ins St.-Hedwigs-Krankenhaus in Berlin, wo er sofort behandelt wurde. Er beschrieb dies als »Übergang vom Fegfeuer in den Himmel«.²⁶ Sein Bein entzündete sich jedoch immer weiter und seine Überlebenschancen verschlechterten sich. Doch er schaffte es, nach einiger Zeit ging es aufgrund der medizinischen Behandlung allmählich wieder bergauf und sein Fieber sank.²⁷ Mitte März kam Johann Neumairs Neffe Michael nach Berlin, um den Pfarrer aus dem Krankenhaus abzuholen und zurück nach Oberornau zu bringen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, bei denen entweder ein Zug ausfiel oder das Krankenhaus stark von Fliegerangriffen getroffen wurde, schafften die beiden es schließlich, am 19. März 1945 einen Zug zu bekommen. Der Rückweg war lang und mühselig, oft mit Fußmärschen verbunden und dauerte insgesamt drei Tage. Sofort nach seiner Ankunft ging der Pfarrer in die Kirche, in der gerade Gottesdienst gehalten wurde. Als er auf seinem Stock in die Kirche humpelte, »da ging durch die ganze Kirche ein Schluchzen, so armselig mich zu sehen«.²⁸

Bleibendes Leiden

Die lange Reise setzte dem Bein so sehr zu, dass es wieder eiterte und sich der Zustand Neumairs erneut verschlimmerte. Nach drei Operationen entkam der Pfarrer neuerlich nur knapp dem Tod. Ab Anfang Oktober 1945 war Johann Neumair einigermaßen geheilt und nahm seine Tätigkeit als Pfarrer bis zu seinem Ruhestand im Jahr 1949 wieder auf.²⁹ Er erholte sich nie vollständig von den Auswirkungen der Krankheiten, die er sich durch die Haft in Berlin zugezogen hatte. Er litt unter anderem an Herzbeschwerden, er hatte eine Bewegungsbehinderung im linken Bein und eine Vergrößerung der Schilddrüse.³⁰ Deswegen stellte er im Januar 1951 beim Bayerischen Landesentschädigungsamt einen Antrag auf Entschädigung wegen Schadens an Körper und Gesundheit, welche er 1955 nach einem zähen Prozess erhielt.³¹ 1956 war Johann Neumair, obwohl er schon pensioniert war, für einige Zeit als Aushilfe wegen Priestermangels in Altomünster tätig. Danach kehrte er wieder nach Oberornau zurück und lebte als Hausgeistlicher in Berg bei Schnaitsee³², bis er am 3. Februar 1963 im Alter von 85 Jahren in seiner Wohnung verstarb.³³

Anmerkungen:

- ¹ Carsten Dams und Michael Stolle: Die Gestapo: Herrschaft und Terror im Dritten Reich, 2011, S. 7f. – Vgl. auch Gerhard Paul / Klaus Michael Mallmann (Hrsg.): Die Gestapo. Mythos und Realität. Darmstadt 1996.
- ² Aussage von Adolf Gerst in Interniertenlager Ludwigsburg, 10. September 1945, in: STALB EI 903 / 4, 268.
- ³ Dams / Stolle, Gestapo (wie Anm. 1), S. 114.



Das Sterbebild von Johann Neumair

Repro: Verfasser

Gedenket eurer Vorsteher, die das Wort Gottes verkundet haben. Hebr. 13, 7



Schenket christliche Fürbitte

Hochw. Herrn

Joh. Baptist Neumair

freiresignierter Pfarrer v. Oberornau

zuletzt Kommorant in Schnaitsee

(Anstalt Berg)

den der ewige Hohepriester am 3. Februar 1963, schnell und unerwartet, im 86. Lebensjahr, kurz vor seinem diamantenen Priesterjubiläum, in sein ewiges Reich gerufen hat.

Der Wahrheit lebte war in seinem Munde kein Falsch auf seinen Lippen. Er wandelte mit mir gerade und brachte viele von der Sünde ab. (Mat. 2, 6)

Bildhauer: Karl Seidtmann, Warendorf a. d. Lippe

⁴ Dams / Stolle, Gestapo (wie Anm. 1), S. 111f.

⁵ BayHStA, LEA 26822, Geburtsurkunde.

⁶ AEM, PAP 1210, Geburts- und Taufschein.

⁷ Ebd., Firmungszeugnis.

⁸ AEM, PAP 1210, Schreiben von Johann Neumair vom 02.12.1898; Noten und Zeugnisse.

⁹ Archiv Alto Gruner senior in Altomünster, Zeitungsbericht von Gruner vom 05.02.1963.

¹⁰ Ein Kooperator ist ein Hilfspfarrer.

¹¹ Koadjutor ist die Amtsbezeichnung für einen Pfarrgehilfen.

¹² AEM, PAP 1210, Auflistung von Johann Neumairs Versetzungen.

¹³ AEM, Personendokumentation 2362, Zettel mit kurzem Überblick über Johann Neumairs Leben.

¹⁴ AEM, Personendokumentation 2463, Johann Neumair, Kurze Notizen über meinen Leidensweg, S. 1f. – Vgl. den Abdruck im Anhang.

¹⁵ AEM, PAP 1210, Brief vom Erzb. Dekanalamt Gars in Kirchdorf bei Haag Obb. an das Erzb. Ordinariat München vom 19.01.1945.

¹⁶ (Wie Anm. 14), S. 1.

¹⁷ Markarchiv Altomünster, Zeitungsbericht über H.H. Pfarrer Johann Baptist Neumair vom 03.03.1963.

¹⁸ AEM, Personendokumentation 2463.

¹⁹ BayHStA, LEA 26822; Brief vom Direktor der erzbischöflichen Finanzkammer Franz Stadler an Herrn von Seuter vom Landesentschädigungsamt vom 12.07.1952.

²⁰ (Wie Anm. 14).

²¹ Ebd., S. 3.

²² Ebd., S. 4f.

²³ Vgl. Jochen Gester: Von allem Leid, das diesen Bau erfüllt ... Der »Geschichtspark ehemaliges Zellengefängnis Moabit« in Berlin. In: Sozialistische Zeitung, November 2007, S. 24. Online: <http://www.vsp-vernetzt.de/soz-0711/071124.php> [05.11.2013].

²⁴ (Wie Anm. 14), S. 6f.

²⁵ Ebd., S. 7ff.

²⁶ Ebd., S. 12.

²⁷ Ebd., S. 12f.

²⁸ Ebenda, S. 13.

²⁹ Ebd., S. 14.

³⁰ Vgl. BayHStA, LEA 16822, Amtsärztliches Gutachten von Dr. med. Hubbauer vom 17.08.1953.

³¹ Vgl. ebd., Kontostand Johann Neumairs vom 08.02.1961.

³² Vgl. AEM, PAP 1210, Brief von Johann Neumair an den Generalvikar; Noten und Zeugnisse.

³³ Vgl. BayHStA, LEA 16822, Sterbeurkunde.

Anschrift der Verfasserin:

Anneke Siebert, Archenholdstr. 3, 10315 Berlin

Anhang

Transkription auf der Grundlage eines Schreibmaschinen-Durchschlags, den die Großnichte Maria Leeb (†) aus Altomünster zu Verfügung stellte, mit Korrektur der Tippfehler von Gerhard Gerstenhöfer (Stand 17.08.2021). Erstmals veröffentlicht in: Gerhard Gerstenhöfer / Wilhelm Liebhart (Hrsg.): Galerie der Aufrechten. Portraits von Frauen und Männern gegen den Nationalsozialismus. Katalog zur Ausstellung vom 3. Oktober bis 5. Dezember 2021 im Museum Altomünster. Altomünster 2021, S. 49–65.

Vorbericht.

1944 war eine sehr aufgeregte Zeit. Die Rückschläge ab Stalingrad wirkten sich in der Heimat so aus, dass die Partei (Nationalsozialismus) gegen alle Nichtmitglieder sehr aufgeregt wurde. Ein Wort – und schon war man verhaftet; besonders die Geistlichen wurden schwer verfolgt. Nun kam in den ersten Tagen des Septembers 1944, ganz verborgen und versteckt, Hochw. Herr Pater Rösch Augustin, Provinzial der Jesuiten, als Flüchtling zum Kramer Meier, dem Schlossbauer in Hofgiebing [Gde. Obertaufkirchen, Lkr. Mühldorf a. Inn].

Er hatte nämlich erfahren, dass die Gestapo ihn dringend sucht und verhaften wolle. Pater Rösch hatte nämlich vor einiger Zeit im Verein mit Pater König SJ in Elsass-Lothringen durch einen Geniestreich sämtliche Klöster vor der Aufhebung und die Klosterleute vor der Vertreibung verhindert. Besonders war ihm aber jetzt zur Last gelegt, dass er beim sogenannten Moltke- bzw. Kreisauerkreis mitarbeitete. Sofort verließ er heimlich München und sein Kloster und nahm beim besagten Maier [Meier] in Hofgiebing Zuflucht, weil diese Familie ihm bekannt war, wegen des Josef M[e]ier, eines Sohnes dieses Hauses, der allerdings im Juni 1940 in der Franzosenschlacht gefallen war. Hofgiebing liegt hübsch abseits von allen Straßen und Ortschaften; dort konnte man vor den Häschern sicher sein, wenn man sich stramm verborgen hielt und wenn die Hausleute reinen Mund bewahren! Ich habe von der Sache diskreter Weise Kunde erfahren. Sonst hat Anfangs niemand etwas gewusst, nicht einmal seine Ordensgenossen.

Infolge päpstlichen Privilegs las der Pater alle Tage in seinem Zimmer die hl. Messe in strengster Abgeschlossenheit. Am 25. Dezember, dem Johannitag, musste ich herkömmlicher Weise Gottesdienst halten. Hernach ging ich wie immer auf Einladung ins M[e]ier-Haus zum Frühstück. M[e]ier war nämlich Mesner in Hofgiebing. Zuletzt machte ich auf dringende Einladung beim Pater in seinem Zimmer kurzen Besuch. Das war das erste und letzte Mal, dass ich den verfolgten Herrn besuchte und dieser kurze Besuch sollte mir noch so verhängnisvoll werden!

Dies nefastus – Ein Unglückstag.

Mit dem neuen Jahr 1945 beginnt für den Ortspfarrer von Oberornau [Gde. Obertaufkirchen] eine ganz schreckliche Zeit. Nur in kurzen Strichen will ich die Ereignisse schildern.

Am Donnerstag nach Dreikönig, dem 11. Januar, ging ich *post celebrationem* [nach der Messfeier] nach Hause. Kaum war ich daheim, kamen zwei mir völlig Unbekannte, stellten sich als Gestapoleute vor, wiesen sich auch als solche aus, verlangten sämtliche Korrespondenzen der letzten Tage und die letzten Predigten und erklärten dann, dass ich mit ihnen gehen müsse. Auf meine Frage, was denn eigentlich los wäre und warum das alles geschähe, erklärten sie, sie wüssten nicht warum und es wäre sicher nichts von Bedeutung.

Auf meine neuerliche Frage, ob ich verhaftet sei oder werde, und ob ich mit längerer Abwesenheit rechnen müsse und ich mich mit Wäsche etc. zu versorgen hätte, erklärte man mir und meiner Schwester, dass es sich nur um ein kleines Verhör handle und ich sicher um mittags wieder hier sei. Ich traute der Sache und nahm gar nichts mit. Kein Brevier, keine Wäsche, kein Rasierzeug, kein Geld, also wirklich gar nichts.

Nach einem bitteren Abschied von den Meinen, meinem Haus und meinem Ort musste ich ins Polizeiauto und es ging nach Schwindegg. Werde ich Orna wiedersehen?? Wo wird man mich hinschleppen?

In Schwindegg wurde Halt gemacht. Ich musste aussteigen und mit dem Polizisten ins Wirtshaus zum Harrer gehen. Nach ungefähr einer Stunde musste ich abermals ins Polizeiauto und jetzt ging die Fahrt nach Schwindkirchen – wieder in ein Wirtshaus. Nach einer peinlichen Stunde kam ein Gestapo-Offizier (Steffen) angefahren. Der frug mich barsch und kurz, ob ich Pater König kenne? Nach meiner wahrheitsgetreuen Verneinung wurde er fuchsteufelswild und fuhr mich gewaltig an, ich soll die Wahrheit sagen, er wisse gewiss, dass dieser König bei mir in meinem Hause gewesen und ich mit ihm verkehrt habe.

Auf meine Frage wer so etwas behaupten könne, nannte er den Gendarm Geier. – Nun aber war das ein gewaltiges Missverständnis, indem Geier einen vor kurzem bei mir aushelfenden Redemptoristenpater einfach für diesen König anschaute und erklärte, doch alles half nichts, ich wurde als Lügner erklärt und verhaftet.

Nun ging es wieder zurück nach Schwindegg und dort wurde ich mit dem unterdessen angelangten Pater Rösch, dem Jesuiten-Provinzial und

Vorbericht.

1944 war eine sehr aufgeregte Zeit. Die Rückschläge ab Stalingrad wirkten sich in der Heimat in der Weise aus, dass die Partei (Nationalsozialismus) gegen alle Nichtmitglieder sehr aufgeregt wurden. Ein Wort – und schon war man verhaftet; besonders die Geistlichen wurden schwer verfolgt.

Nun kam in den ersten Tagen des September 1944 ganz verborgen und versteckt Hochw. Herr Pater Rösch Augustin, Provinzial der Jesuiten, zum Kramer Maier, Schlossbauer in Hofgiebing als Flüchtling. Er hatte nämlich erfahren, dass die Gestapo ihn dringend suche und verhaften wolle. – P. Rösch hatte nämlich vor einiger Zeit im Verein mit P. König S.J. in Elsass-Lothringen durch einen Geniestreich sämtliche Klöster vor der Aufhebung und die Klosterleute vor der Vertreibung verhindert. Besonders war ihm aber jetzt zur Last gelegt, dass er beim sogenannten "Moltkekreis" (Kreisauerkreis) mitarbeitete. – Sofort verließ er heimlich München und sein Kloster und nahm beim besagten Maier-Hofgiebing Zuflucht, weil diese Familie ihm bekannt war wegen des Josef Maier, eines Sohnes dieses Hauses, der allerdings im Juni 1940 in der Franzosenschlacht gefallen war. Hofgiebing liegt hübsch abseits von allen Straßen und Ortschaften; dort konnte man vor den Häschern sicher sein, wenn man sich stramm verborgen hielt und wenn die Hausleute reinen Mund bewahren! Ich habe von der Sache diskreter Weise Kunde erfahren. Sonst hat Anfangs niemand etwas gewusst, nicht einmal seine Ordensgenossen.

Infolge päpstlichen Privilegs las der Pater alle Tage in seinem Zimmer hl. Messe in strengster Abgeschlossenheit. Am 25. Dezember, dem Johannitag, musste ich herkömmlicher Weise Gottesdienst halten. Hernach ging ich wie immer auf Einladung ins Maierhaus zum Frühstück. Maier war nämlich Mesner in Hofgiebing. Zuletzt machte auf dringende Einladung beim Pater in seinem Zimmer kurzen Besuch. Das war das erste und letztmal, dass ich den verfolgten Herrn besuchte und dieser kurze Besuch sollte mir noch so verhängnisvoll werden!

Dies nefastus – Ein Unglückstag.

Mit dem neuen Jahr 1945 beginnt für den Ortspfarrer von Oberornau eine ganz schreckliche Zeit. Nur in kurzen Strichen will ich die Ereignisse schildern.

Die erste Seite des Typoskripts

Quelle: Privat

mit der Meier-Familie von Hofgiebing, wo Pater Rösch domizilierte (Vater Meier, zwei Söhne Wolfgang und Martin und Schwester Maria) ins Gendarmenhaus von 1 Uhr bis 5 Uhr abends eingesperrt. Meine Hoffnung auf Freilassung wurde immer schwächer. Abends 5 Uhr hieß es »hinaus«. Draußen wartete ein ganz offenes Transport-Auto. Dieses Auto kam, wie ich später erfuhr, vom Kloster Gars, wo sie hochnotpeinliche Haussuchung gehalten des Pater König wegen, den sie dort vermuteten, aber nicht fanden. Daher kamen sie in »bester« Laune mit leerem Auto und da mussten wir aufsteigen.

Eingesäumt waren wir mit lauter SS-Leuten mit Revolver in der Tasche. Wer aufsteht und einen Fluchtversuch machen will, so hieß es, wird erschossen! So fuhren wir »Schwerverbrecher« behütet von lauter liebevollen Wächtern in die Nacht hinaus. Wohin? Wahrscheinlich nach München, jedenfalls war es der Weg dorthin über Dorfen, Isen usw. Reden durften wir miteinander gar nichts. – Aber jeder klapperte mit den Zähnen vor lauter Kälte. Es war die kälteste Nacht des ganzen Winters!

Endlich nach 1½ Stunden waren wir in München, natürlich in der Gestapo Wittelsbacher Palais Briennerstraße. Sehr freundlicher Empfang natürlich! Hinein ins Palais, jeder musste in ein anderes Eck stehen vor hohem Eisengitter. Nach mehreren Liebenswürdigkeiten wurden wir zusammen gefesselt und hinaus ging es wieder in die eiskalte Nacht. Jetzt wurden wir wie Tiere auf ein offenes Auto geworfen und fort ging es. Wohin? Doch um Gotteswillen nicht hinaus nach Dachau ins höllische Konzentrationslager? Das wäre mein sicherer Tod! – Wir flüsterten einander das Wörtchen Dachau zu und jedem stiegen die Haare zu Berge! Ja es ging wirklich nach Dachau schnurgerade in der bitterkalten Nacht. Den ganzen Tag nichts genossen, nichts getrunken, Entsetzliches durchgehalten und jetzt gefroren wie noch nie im Leben! Gott sei uns gnädig!

Dachau.

Und jetzt kam es heran, das furchtbare Lager, wo viele Tausende schon mehr oder weniger gewaltsam [umgebracht] und in den Verbrennungsofen hineingeworfen wurden. Der Ofen, oder vielmehr die Öfen, rauchten Tag und Nacht unaufhörlich, und wo die Lebenden höllisch gefoltert und gemartert wurden. Jetzt waren wir dort: Wache, Posten, Stacheldraht, grinsten uns entgegen. Jetzt kam das feierliche Einfahrt-

stor: »Arbeit macht frei« stand in großen Buchstaben zu lesen! Alles aufstehen, erscholl jetzt das Kommando. Hut abnehmen und Verneigung machen, wir fahren in die Lagerstadt! *Lasciate ogni speranza*, so dachte ich mir bei dieser Hölleneinfahrt, »Lasst alle Hoffnung fahren, die ihr daherkommt!« (Dante!)

Wir wurden von SS Leuten teuflisch angegrinst. Absteigen! Die Fesseln werden gelöst. Wir werden dem Lagergewaltigen, dem Kommandanten vorgestellt. Aah, hieß es, die sind da! Sofort mit der schwarzen Bande in das Schlachthaus und umgebracht, erschossen werden sie ja doch! Nach noch mehreren Liebenswürdigkeiten wurden wir in einen Saal hineingejagt, (Baderaum), wo die am heutigen Tage »Eingelieferten« sich befanden, ungefähr 150 aus mehreren Nationen Franzosen, Italiener, Polen usw. Wer sich rührt oder hinausschaut, wurde uns noch zugerufen, der wird erschossen! Damit verschwand der bisherige Posten. Und jetzt geschah etwas, was ich in Dachau nicht erwartet hatte. Hier gab es liebe, ja ganz liebe Menschen. Es kamen nämlich von den diensttuenden Aufsehern – das waren selbst gefangene KZler – zu uns her (zu mir und M[e]ier Vater und seinen zwei Söhnen – Pater Rösch war von uns getrennt und stark gefesselt in einen eigenen Bunker eingesperrt worden) und trösteten uns in ihrer Weise: Ihr braucht nicht betrübt sein, dass ihr jetzt in Dachau seid. Ihr braucht nicht mehr lange hier sein, der Krieg ist bald aus; dann kommen wir alle hinaus. Wir sind schon 8 Jahre hier. Ich schon 10 Jahre, ich schon 12 Jahre sagten sie. Andere Mitgefangene, meist Polen, als sie sahen, dass ich ein Geistlicher sei, und gar nichts bei mir habe zum Schlafen, richteten sie mir aus gesammelten Decken und anderen Sachen ein den Umständen entsprechendes Lager auf der Bank her, so gut es eben ging. Sie selbst legten sich auf den Boden. Ebenso machten sie es beim alten M[e]ier-Vater. (Letzterer ist am 22.2.45 im Lager Dachau verstorben.) Diese Liebe rührte mich zu Tränen. Schlafen konnte ich keine Minute. Ich überdachte meine schlimme Lage und betete. Was wird das noch werden?!

Frühmorgens waren alle auf und jeder sah den andern betrübt an. Was werden sie daheim sagen? Jetzt wäre Zeit zur hl. Messe und ich sitze hier. Als bald kam ein großer Kübel herein mit sogenanntem Kaffee. Ein schauerliches Getränk! Ein jeder soweit ich es übersehen konnte, kostete diesen Trank, schüttelte den Kopf, spuckte aus und schüttete es in den Aussugs!

Nun mussten wir uns aufstellen und wurden in ein Haus geführt. Dort musste einer nach dem andern vortreten und alle seine Habseligkeiten abliefern: Geld, Uhr, Messer, Rosenkranz, Bleistift, kurz alles. Wer etwas behält, hieß es, wird ordentlich geschlagen! Ja noch mehr.

Jeder musste seine Kleider abziehen und hergeben, sogar die gesamte Leibwäsche, sodass wir splitternackt dastanden in der kalten Januartemperatur! Wie der Heiland auf Golgatha! Das währte sicher eine Stunde. Hernach wurden wir in den Baderaum getrieben, dort gab es eine warme Wasserdusche. Jetzt kam das Grausigste von allem: jeder musste *nudus per totum* zum Friseur hintreten, da wurden die Haare kurz weggeschnitten am ganzen Leib ... Darnach wurden wir mit einer stinkenden sehr scharfen Flüssigkeit, recht »zart« natürlich, eingepinselt. Eine scheußliche Prozedur! Nun stand einer da – wahrscheinlich ein Lagerarzt – und fragte uns, ob etwas fehle.

Nun ging es wieder in ein anderes Haus – immer noch ganz nackt. Dort wurden Kleider und Wäsche ausgeteilt – Doch was sage ich? Nicht ausgeteilt, auf den Boden wurde alles hingeworfen; was jeder erwischte, das war seine Kleidung. Ob es passte, das war vollständig egal!

Also ins Dachauer Kostüm! Ins KZ-Gewand. Merkwürdig! Auch da waren die Menschen noch egoistisch und hoffärtig! Die Wäsche und Kleider waren erstklassig in der Lumpenqualität, fein im Schnitt, zart und duftig im Aussehen! Eine Hose bekam ich, die endete schon bald unter den Knien, einen Frack erwischte ich, der war mir so angepasst, dass ich mit Mühe und Not hineinkam. Am Rücken ein farbiges Andreaskreuz, wahrscheinlich weil ich von der Andreaspfarrei bin und dann die weithin leuchtenden Buchstaben KZ am Rücken. – Dazu Schuhe, o weh? 2 alte einander völlig ungleiche Holzklapper, in die ich mit Mühe mit den Zehen hineinarbeiten konnte! Strümpfe oder Socken sind in Dachau ein Überfluss, – ein Luxus! Dafür bekam ich einen erstklassigen Lumpen, der den Fuß zur Hälfte bekleidete. So nun noch eine Mütze, d. h. eine Lugi-Haube, die in allen Farben und Formen schillerte! Wie viel Tote werden diese Kleider schon getragen haben?

Nun war die Einkleidung vollendet. Eine herrliche Erscheinung! Schade, dass ich nicht fotografiert wurde! Einen solchen Lumpazi habe ich noch nie zu sehen bekommen. Jetzt probierte ich das Gehen! O du

lieber Himmel! war das ein Geklapper. Und kalt! Überall schauten die nackten Füße heraus. Wenn das so bleibt, werde [ich] bald erfroren sein. Der Jesuiten-Provinzial Pater Rösch war ebenso fein beisammen wie ich. Wir sahen schnell einander an, schüttelten den Kopf und lächelten! Jetzt ging es wieder weiter. Wir kamen in eine Schreibstube. Dort wurden unsere Personalien aufgenommen. Allererste Frage: Wohin soll Ihre Todesnachricht gesandt werden? Die Sache wurde immer netter und anzüglicher! Dabei bekamen wir auch unsere Lagernummer. Unter dieser Nummer werden wir von jetzt an weiterleben. Die Person gilt nicht mehr, nur die Nummer. Ich bekam 138059. Wenn ich im Lager sterbe, dann wird an meine große Zehe diese Nummer geheftet, nicht mein Name, der hat im Lager nichts zu sagen und mit dieser Nummer werde ich dann verbrannt. Dann ist es aus mit mir. Das ist doch ein recht tröstlicher Gedanke.

Unterdessen war es Mittag 12 Uhr geworden. – Wir wurden in unserer neuen Kostümierung aufgestellt und im Laufschrift ging es jetzt in ein etwas entferntes Blockhaus Nr. 17. Auf dem Wege dorthin sah ich unabsehbare Scharen von Sträflingen mit ihren Schaufeln einrücken. Das müssen viele 1000 Arbeiter gewesen sein. Hinten nach kamen die eisernen Karren, darauf lagen die halb- oder ganz Erschlagenen, die eben heute bei der Arbeit Opfer von den äußerst zartfühlenden SS-Posten wurden, die immer wie Bluthunde um uns herum waren.

Wir mussten in den Block 17 hinein, doch das war leichter gesagt als getan. Dieser Block, scheinbar waren da die in den letzten Tagen angekommenen »Schwerverbrecher« versammelt, war so überfüllt, dass wir uns nur mit allergrößter Mühe hineinarbeiten konnten. Da sahen wir wie die bereits Anwesenden gefüttert wurden. Nun wurden viele der Anwesenden hinausgejagt, wie das liebe Vieh aus dem Stalle und wir wurden hineingetrieben. Jetzt ging es nach Namensaufrufung zur Mahlzeit. Ich hatte schon eineinhalb Tage nichts mehr gegessen, also bestimmt Hunger. Was ich aber da in einem zerknitterten Scherben für eine Brühe bekam, das konnte ich bloß anstaunen und anriechen, aber hinunterwürgen konnte ich es beim besten Willen noch nicht. Da muss der Hunger schon noch gewaltig wachsen. Ein lauwarmes Wasser, auf dem Grunde sah man Kraut und Rübenblätter und dgl., ein Stücklein schwarzes Brot, und die Mahlzeit war fertig. – Um mich herum standen arme Teufel, Polen, Italiener mit 15–20 Jahren; die hatten unsagbaren Hunger und als ich ihnen meine Brühe schenkte, da raufen sie dieselbe aus, ebenso das Brot! Oh Hunger, wie weh tust du? Bald wird es auch mir so gehen. Die Hofgiebinger Mitgefangenen waren nicht so verwöhnt wie der heikle Pfarrer, die verschlangen ihre Mahlzeit mit Todesverachtung.

In diesem Block 17 mussten wir jetzt bleiben. Was wird aus uns werden? Wir sind an einem Ort, wo man aus menschlicher Haut Handtaschen, Reitsättel, Handschuhe, Hausschuhe und Damentaschen usw. fertigt. An einem Ort sind wir, wo man mit gesunden Menschen Versuche unternimmt, die die gewagtesten Injektionen erhalten und meistens davon sterben! Ich konnte jetzt meine Leidensgenossen betrachten. Ein jeder, meist Ausländer, war übervoll tiefsten Leides, keiner mochte mit dem andern sprechen. Jeder betrachtete sich als zum Tode verurteilt!

Nicht weit von mir entfernt saßen mehrere italienische Geistliche. Die waren voll von so unsagbarer Trauer, dass es mir durch und durch ging, obwohl ich eigentlich in derselben Lage war. Aber das waren Ausländer. Wer weiß, was die schon alles durchgemacht und woher sie waren!

Stunde um Stunde verging. Wir wurden geschert, d. h. in die ohnehin schon kurz geschnittenen Haare wurde mitten durch den ganzen Kopf eine ca. 2 cm breite Linie geschnitten, damit man sofort erkenntlich ist. Eben wäre ich zu dieser hochfeinen Prozedur herangekommen, da geht – es mag ca. fünf Uhr gewesen sein – die Türe auf und jemand rief mit Stentorstimme³⁴ herein: »Neumair, M[e]ier Wolfgang, M[e]ier Martin und M[e]ier Wolfgang junior sind frei und entlassen! Die sollen kommen!«

Wir trauten unseren Ohren kaum, wir glaubten aus einem bösen Traum zu erwachen! Ist es wahr oder hält man uns zum Besten?!

Doch schnell hinaus! Hinaus! Hinaus! Alle beneideten uns. Wir glaubten vom Tod zum Leben gerufen worden zu sein! Eine ungeheure Freude bemächtigte sich unser, wir wussten gar nicht wie und wer! – Selig!

Draußen wartete einer auf uns. Um seinen Arm hatte er eine Binde, darauf war zu lesen: »Lagerläufer«. Er führte uns tatsächlich im Laufen irgendwohin, wahrscheinlich war das ein Büro. Da musste ich in ein Zimmer eintreten. Drinnen saß der Mensch, der mich gestern in Schwindkirchen verhaftet hatte. Der schaute mich von oben bis unten

unheimlich an und sagte: Welche Veränderung seit gestern! Leider! sagte ich. Dann beteuerte ich spontan nochmals meine Unschuld. Den Pater König, nach welchen Sie mich gestern fragten, den kenne ich nicht, den habe ich in meinem Leben noch nie gesehen noch gesprochen; überhaupt habe ich noch nie gewusst, dass es einen Pater König gibt. Von Ihnen habe ich das erste Mal davon gehört.

Er schaute mich mit seinen Tigeraugen nur so an und sagte: »Gehen Sie jetzt hinüber und ziehen Sie Ihre Kleider an!« Alleluja! Jetzt ist es gewonnen! Haben halt doch eingesehen, dass ich unschuldig bin. Draußen standen die M[e]ier und riefen mir zu »Nach Hause! Nach Hause!« Freudestrahlend ging ich in das Haus, wo wir gestern so trübselig unsere Kleider abgelegt hatten. Ich dachte schon nach, wo ich jetzt hingehen soll; denn es nachete schon bedeutend. Im Kleideraum war alles geradezu bestürzt. Was frei? Gestern erst herein und heute schon frei? Wie ist das möglich? Das ist in Dachau noch nie da gewesen, seit es ein Dachau gibt. Ja was haben Sie denn getan? Wir sind schon 5–10 Jahre hier. Verbrochen haben wir auch nichts, aber frei werden wir nicht! Unterdessen zog ich mich ab und an und jetzt sah ich zu meinem eigenen Erschrecken, dass sogar Pater Rösch kam, sich auch aus- und anzog. »Sind Sie auch frei?«, fragte ich. »Ja«, sagte er. »Es geschehen wirklich noch Wunder«, sagte ich. – Dann bekam ich alles zurück, was ich gestern abgeliefert – und ich konnte gehen.

Draußen am Eingangstor wartete ein Auto. Pater Rösch kam auch, mit ihm der unheimliche Herr. Wir mussten ins Auto einsteigen. Pater Rösch war, was ich wegen der Finsternis nicht bemerken konnte, gefesselt, was ich erst später erfuhr.

Geredet wird nichts! hieß es im Befehlston. Oho, dachte ich mir, wenn wir frei sind, dann kann ich tun wie es mir beliebt!

Mir stiegen schon leise Zweifel auf, ob unsere Freiheit! Jetzt werden sie uns halt an die Bahn fahren, dachte ich mir. Aber es ging schnur gerade an derselben vorbei! Geradeaus nach München, in die entsetzliche Gestapo! O weh! Freiheit, wo bist du? Wie schändlich wurden wir belogen und betrogen?!

Nach Berlin.

In der Gestapo – Wittelsbacher Palais – wurden wir wie gestern hinter Schloss und Riegel und Eisengitter eingesperrt. Zu meinem größten Entsetzen sah ich vorne in einem Eck Hochwürden Herrn Stadler Franz, Direktor der Liga und Superior der Kreszentia-Sehwestern in der Schmitterischen Anstalt. Jeder wurde in ein anderes Eck verwiesen und streng bewacht. Nicht sprechen! Doch in einem unbewachten Augenblick glückte es und Pater Rösch rief mir das Wort zu: Berlin!! Um Gotteswillen, statt Oberornau Berlin. Statt Freiheit Gefängnis, noch dazu in Berlin!

Warum? Es schauderte mich, das war vielleicht die entsetzlichste Stunde meines Lebens. Statt der winkenden Freiheit Gefängnis und Kerker und wer weiß was noch alles dazu.

Nun standen wir so eine halbe Stunde da, dann wurden wir zu zweit gefesselt mit eisernen Zangen mit der trostvollen Bemerkung: Sonst tun wir das nicht, aber bei euch Halunken wirds gemacht! Ich war mit Pater Rösch zusammengeklammert. Stadler mit dem Jesuiten Bruder Paul Moser, der auch wegen Rösch verhaftet wurde. Es ging mit dem Tigermenschen von gestern (Steffen) und noch einem SS-Polizisten per Auto zunächst nach Pasing, weil der Hauptbahnhof von den Feindfliegern zusammengeworfen war. Dort wurden wir im Bahnhof eingesperrt und fleißig bewacht. Nach einiger Zeit nach Olching, dort wurden wir wieder im Bahnhof eingesperrt, bis der Zug Berlin heranbraute. Halb zwei Uhr nachts. Jetzt hieß es einsteigen in den schwer überfüllten Zug. Aber die zwei mitfahrenden Gestapo-Männer bekamen schnell ein leeres 2. Klasse Coupe und wir damit. Leider war nichts beleuchtet und geheizt, sondern sehr kalt. Fort im schnellsten Tempo, zuerst nach Augsburg; ich schickte schnell insgeheim Grüße ins Sternkloster an meine Schwester, die natürlich keine Ahnung hatte, dass ich als Häftling hier durchfahre.

Die Herren von der Gestapo machten es sich jetzt gemütlich. Sie packten ihre Koffer aus, hielten feine Mahlzeit, sogar Bier hatten sie und wir auf der Gegenseite hatten das große Glück, ihnen zusehen zu dürfen und den feinen Duft gratis einatmen zu können! Zwei Tage schon nichts mehr genossen, der Magen fing an zu knurren. Schlafen war bei mir keine Rede, die zweite schlaflose Nacht. Was tun? Immer trübseligen Gedanken nachhängen ist auch nicht gut. Reden durften wir nicht. So zog ich meinen Rosenkranz mit Geräusch hervor. Sofort war der Posten

wach und machte Krach, dass Pater Rösch rede. Entschuldigung, sprach ich, das war ich, nicht Pater Rösch. Es wurde nicht geredet, sondern ich habe meinen Rosenkranz herausgenommen, den ich jetzt statt des Breviers beten werde, da ich nichts mitnehmen konnte, weil der Herr, der mich holte, steif und fest erklärte, ich sei in zwei Stunden längstens wieder daheim.

Nun war wieder Totenstille. Mitgefangene neben mir zogen auch ihren Rosenkranz und so fuhren wir betend der alten Reichs- und Preußenhauptstadt entgegen, nicht wissend, was mit uns dort geschehe. Langsam, sehr langsam verging die Nacht. Immer mehr und mehr wurde es kalt, bitter kalt, alles klapperte mit den Schuhen. Längst war es heller Tag, ich hätte gern die völlig neue Landschaft besehen, aber die Herren Gestapo schliefen weit in den Tag hinein. Erst um 9 Uhr erlaubten sie die Vorhänge zu entfernen, und wir durften ohne uns von den Sitzen zu erheben zu dem Fenster hinausblinzeln! Die Herren hielten wieder feine Mahlzeit und wir durften uns sättigen am herrlichen Duft und ihrem Appetit! Endlich nahm Liga-Stadler sein Köfferchen hervor und teilte mit allerhöchster Erlaubnis seine wenigen Essachen aus. So gut hat es mir noch selten im Leben geschmeckt.

Nun aber hat der Ober-Gestapo-Mensch, der mit dem Tigergesicht, sein Verhör mit jedem einzelnen von uns eröffnet. Hat aber nicht viel erfragt, weil keiner was verschuldet hatte.

Am meisten hat er natürlich Pater Rösch gefragt. Doch da war er an den Unrechten gekommen. Pater Rösch drehte den Spieß um und hielt diesem Tigermenschen eine solche Standrede, worin er ihm alles Unrecht nachwies, das die Gestapo mit ihm und besonders mit uns zwei, nämlich Herrn Stadler und mit mir, dem Pfarrer von Oberornau, durch unsere Verhaftung und Verschleppung beging, dass er völlig die Sprache verlor und kein Wort mehr erwidern konnte. Nun hatten wir ihn in der Hand. Wir nutzten die Gelegenheit und fragten, was mit den M[e]iers aus Hofgiebing geschehe?

Die M[e]ier, sprach er, müssen in Dachau bleiben, dort werden sie vor ein Standgericht gestellt und als Mithelfer zum Hochverrat abgeurteilt! Und Sie, sprach er zu Pater Rösch, haben die Familie unglücklich gemacht und ins Verderben gebracht. Sie sind schuld!

Und ihr kommt vor das Volksgesicht in Berlin. Sie als Hochverräter und Sie zwei als Begünstigte des Hochverrates. Das heißt also auf gut deutsch, ihr drei werdet unbedingt aufgehängt. Wir wussten also, dass, wenn es diesem freundlichen Herrn nachging, wir auf unserer Todesfahrt waren und wir in Berlin, der Hauptstadt von dem zusammengestohlenen Großdeutschland, über kurz oder lang als Hochverräter am schönen Galgen hängen werden, wovon von uns keiner eine Ahnung hatte. Jetzt wussten wir auch, warum der Herr vis-à-vis von uns so befriedigt dreinschaute.

Sie hatten mit großer Mühe und Benzinaufwand drei schwere Hochverräter gefangen, die unbedingt Adolf Hitler und sein Reich zerstört hätten und die jetzt der wohlverdienten Strafe entgegengeführt würden. Und das Dritte Reich kann wieder ruhig weiterexistieren!

Die gute Laune unseres Postens ausnutzend fragten wir, ob wir vielleicht gleich jetzt nach Hause schreiben dürften, damit diese wissen, wo wir sind und damit uns die fehlende Wäsche etc. nachgeschickt werde. Allernähdigst wurde es uns erlaubt, ja sogar das Angebot gemacht, der zweite Posten kann die Briefe sofort mit nach München zurück mitnehmen. Nur müssen wir ihm die Briefe zur Zensur vorlegen. Wir schrieben; das war die erste und letzte Nachricht aus der Gefangenschaft an die Meinen.

Nun war es wieder still. Jeder hing seinen Gedanken nach und wir fuhren immer schneller und näher unserm Ziele entgegen. Es wird so ungefähr auf vier Uhr gegangen sein, Berlin kam heran. Wir wurden als Schwerverbrecher wieder zusammengefasst, ich mit Pater Rösch. Aussteigen und mit Postenbegleitung ins Polizeilokal des Anhalter Bahnhofes. Dort wurden wir freundlichst gemustert und mussten so lange warten, bis vom Gefängnis ein Auto zur Abholung kam. Steffen meldete dem wachhabenden Offizier die Verhaftung von vier Hochverrättern, besonders vom lange gesuchten Pater Rösch, und sämtliche Anwesende gratulierten aufs herzlichste zu diesem großartigen Fang. Pater Rösch stieß mich unversehens in die Seite – und flüsterte: Wir kommen nicht mehr aus Berlin heraus! Dann wurden wir gefesselt hinaus geführt: zu unseren angekommenen Autos. Alles was an uns vorbei ging, schaute uns an. Drei Geistliche und ein Laienbruder gefesselt und schwer bewacht, so etwas sieht man auch in Berlin nicht alle Tage. Die einen schüttelten den Kopf, die anderen grinsten wohlbefriedigt und

einverstanden. Jetzt gings dahin vom Anhalter Bahnhof links weit fort nach Berlin-Moabit, Lehrter Straße 3, ins SS-Zellen-Gefängnis.

Im Gefängnis.

Das Auto hielt. Aussteigen! Wir sind am jetzigen *domicilium* angelangt. Der vordere Teil des mächtigen Gefängnisses war von den Fliegern völlig zusammengeworfen. Ein schrecklicher Anblick! Wir mussten hindurch und kamen an Posten vorüber in ein Gemach; dort mussten wir alles abliefern, was wir hatten: Geld, Uhr, Hosenträger, Rosenkranz, sogar Schuhriemen, auch den Schlips. Während sie alles notierten, habe ich schnell meinen Rosenkranz und den Schlips zurückergattert. Und jetzt gings ins eigentliche Gefängnis. Ein Riesenbau, unheimlich anzusehen! Doch zum Schauen gabs wenig Zeit. Ein Posten nahm uns in Empfang, besser gesagt ein Lausbub, höchstens 17 Jahre alt, schnarrte uns recht preußisch an und ließ uns an die Wand treten.

Und diese durften wir jetzt hübsch lang anstarren. Endlich wurde einer nach dem andern abgeführt in eine Zelle. Ich musste eine Stiege hinaufsteigen und wurde in die Zelle 551 geführt und dort richtig eingesperrt. Also dieses herrliche Gemach ist mein künftiger, vielleicht sehr langer Aufenthalt. Mehr Loch als Zelle, schrecklich arm möbliert, das Fenster stark vergittert, die Tür eisenbeschlagen, ein Bett so arm wie in Bethlehem, ein wuchtiger Steinkrug mit Spreewasser gefüllt, ein armseliges Schemelchen, ein kleines Tischchen, der Boden ganz schwarz von Jahre langem Dreck, die Wände waren sicher vor 50 Jahren einmal getüncht gewesen, jetzt unbeschreiblich. Schluss! Fertig!

Während ich alles eingehend inspizierte, kam ein Posten herein und brachte ein Bett, d. h. ein Tuch, welches ein Bett ersetzen sollte! Den Posten fragte ich mit der unschuldigsten Miene der Welt: Sie, ich bin katholischer Geistlicher und morgen ist es Sonntag, da muss ich für meine Pfarrei die hl. Messe lesen. Ist hier eine Kapelle? Schaute der verdutzt drein! So etwas hatte der sicher in seinem Leben noch nie gehört. Der wusste sicher nicht, was Messe sei. – Wenn, so fuhr ich weiter, im Hause keine Gelegenheit zur hl. Messe ist, dann muss ich in die nächste katholische Kirche gehen und dort die Pfarrmesse lesen. Der Posten war sprachlos über eine solche Zumutung. Endlich fand er die Sprache wieder und sagte ganz pathetisch: Aus dieser Zelle kommen Sie nicht mehr heraus, außer Sie werden frei oder hingerichtet. Gut sagte ich, jetzt weiß ich Bescheid. Aber noch etwas habe ich zu fragen. Ich habe Ihnen schon gesagt, ich bin katholischer Geistlicher, als solcher muss ich alle Tage Brevier beten. Bei meiner Verhaftung hatte ich nicht Zeit, das meinige mitzunehmen. Ist hier im Hause eine Bibliothek?

Ja, sagte er aufatmend, dass er endlich mit mir reden könne. Bitte sehn Sie dort nach, ob ein Brevier sich dort befinde; *pars hiemalis* brauche ich! Bringen Sie mir doch ein solches! Mein Gott, dieses Gesicht wurde immer länger. Er schaute mich so an als ob er fragen wollte, ob ich noch ganz bei Trost sei?

Dann verschwand er, draußen hat er sicher gemeldet, dass da ein bayerischer Pfarrer eingeliefert wurde, der hat sie nicht recht beieinander. Der sagt Sachen daher, die kein Mensch verstehen kann.

Jetzt war ich allein. Da kam das Gefühl des Verlassenseins, des Eingesperrtseins, des Hinausgeworfenseins von der ganzen Menschheit. Hier ist der Abschaum des ganzen Volkes und du gehörst dazu. Mein Gott, was habe ich getan, dass ich hier gefangen sitze? Jetzt kamen sehr lebhaft die biblischen Berichte über die gefangenen Apostel und wie die Engel kamen und sie herausholten aus ihren Kerkern. Du lieber hl. Schutzengel, wenn du mich nicht aus dem Kerker holst, dann bleib doch da wenigstens bei mir; die Menschen haben mich als Verbrecher ausgestoßen und eingekerkert, bleib du bei mir, dass ich nicht verzage. Essen oder einen ähnlichen Luxus gab es hier für uns Neuangekommene natürlich nicht. Ich war jetzt tatsächlich – ein kleines Brötchen abgerechnet – drei Tage ohne Speise und Trank.

Im Hause auf dem Gange ging es sehr lebhaft zu. Die Preußen schrien, was sie konnten. Das war meine einzige Unterhaltung. Verstanden habe ich nichts. Es mochte ungefähr 8 Uhr sein. Ich sprach mein Abendgebet und legte mich zur Ruhe – ins herrliche Gefängnisbett hart wie ein Brett. Ich behielt meine Kleider zum Großteil an, sonst hätte ich mich nicht warmhalten können. Müde und hungrig und tiefbetrübt lag ich da und wollte einschlummern. Da, was ist das? Vor meinem Fenster müssen ja alle wilden Tiere versammelt sein, die auf einmal alle miteinander plötzlich zu schreien, ja zu heulen und zu brüllen anfangen. Ein fürchterlicher Spektakel, so was habe ich noch nie gehört – was ist denn da los?

Flieger.

Das ist sicher die schon oft genannte, aber in Ornaue noch nie gehörte Sirene?! Ja, sie war es! Feindflieger kommen auf Berlin. So wird es recht, hat man da im Bett auch noch keine Ruhe! Schnell war ich auf, jetzt werden wir halt in einen Schutzkeller müssen. Weit gefehlt! Die Aufseher gingen in den Keller, wir arme Teufel wurden zur Vorsorge, weil unter dem Angriff kein Posten da ist, doppelt eingeriegelt. Die Verdunklung runtermachen! So wurde umhergeschrien. Und die Fenster öffnen! (Damit die eine Scheibe, die noch drinnen war, erhalten blieb, wir, ja, wir durften schon zugrunde gehen!)

Jetzt kam die Neugierde über mich. Ich stieg aufs Fenster und wollte so den Luftangriff nicht bloß hören, sondern auch sehen! Bald ging es los! Vor unserm Gefängnisflügel waren Bunker eingebaut. Auf diesen stand die Flak und schoss. Auch Scheinwerfer waren dort und suchten mit ihren Lichtern die ganze Gegend ab. Herrliche Lichtchristbäume und andre Lichtsignale waren zu sehen. Jetzt aber ging der Heidenspektakel los. Die Flak schoss aus allen Ecken. Die Feindflieger waren jetzt schon da, sie flogen ganz niedrig und es krachte und tobte und bebte und zitterte das ganze Haus. Ich ging gerne von meinem Fenster herunter; aber wohin? Ich nahm meinen Rosenkranz zur Hand und betete für jene, die jetzt sterben müssen.

Ungefähr eine Stunde, manchmal auch länger, dauerten diese fast täglich wiederkehrenden Angriffe. Dann kam die Entwarnung, lauter neue Sachen, von denen ich in Ornaue nur gehört hatte. Fünfunddreißig Mal kamen diese Flieger, so lange ich im Gefängnis war. Manchmal schon ganz fürchterlich, sodass man die letzte Stunde gekommen glaubte.

Das waren furchtbare Stunden. Gott Lob und Dank, dass wir gut durchgekommen waren. Nach dem Angriff und all dem Erlebten suchte ich zu schlafen. Aber es ging nicht; denn neben dem Gefängnis war ein Kriegsbahnhof, der Lehrter Bahnhof, da wurde die ganze Nacht rangiert und geschrien und geschimpft. Ein grausiger Spektakel!

Sonntag.

Nächster Tag war Sonntag. Tag des Herren und ich sitze hier eingesperrt im Kerker, statt daheim in der schönen Pfarrkirche Gottesdienst zu halten, Frühgottesdienst, Predigt, Beichtstuhl und Pfarrgottesdienst, und ich sitze hier in diesem Loch, darf nicht einmal Messe lesen! Meine Pfarrkinder haben vielleicht gar keinen Gottesdienst!

O schreckliche Sache! Jetzt kam mir das Entsetzliche der Sache, des eingesperrt Sein in der ganzen Schwere aufs Herz und ich musste zum ersten Male über mein Schicksal Tränen vergießen. So einen trüben und traurigen Sonntag habe ich noch nie erlebt. Oh wie beneidete ich jeden, der in die Kirche gehen konnte! Wie ist es möglich, dass es Christen gibt, die am Sonntag nicht in die hl. Messe gehen?! Sonntag ohne hl. Messe – ohne Kirche. – Ich nahm den Rosenkranz in die Hand und betete für mein Brevier und für den Pfarrgottesdienst ich weiß nicht wie viele Rosenkränze.

Krank!

Die ersten Tage kam alle Augenblicke ein Gefängnisherr und wollte den bayerischen Pfarrer sehen. »Wo sind Sie her? Was haben Sie getan?« Das waren in der Regel die Fragen. Ah, wegen des Herrn da vorne! Der hat Fahnenflucht verübt, sagte der eine, dem werden wir Preußen zeigen, was ihr Bayern seid! Ein anderer: Ah, der da vorne, also wegen des 20. Juli! (Hochverrat!).

Auch Bedienstete (Häftlinge) kamen und grüßten sehr freundlich. Einer kniete sich sogar vor mir nieder und küsste mir die Hand, als er hörte, ich sei ein katholischer Geistlicher. Diese zwei Herren waren immer sehr lieb zu mir, die ganze Zeit meines Dortseins und aufmerksam und taten für mich was ihnen möglich war (Calfater!) [Kalfaktor = Diener]. Das waren feingebildete studierte Herren. Andere aber kamen und spotteten meiner, weil ich katholischer Priester bin.

Schon am zweiten Tage merkte ich, dass ich voll Fieber sei und ernstlich krank. Ums linke Auge herum schwoll ich bedeutend auf, das Auge war zugeklebt und schmerzte. Immer stärker wurde die Geschwulst und zog immer mehr ins Gesicht herein. Auch aufs linke Ohr legte sich der Schmerz und nicht lange waren auch die Halsdrüsen entzündet. Das kam alles von der offenen Fahrt auf dem kalten Auto nach Dachau, dann von der kalten Fahrt nach Berlin.

Die ganze Nacht konnte ich keinen Augenblick schlafen. Ich hatte sicher 40 Grad Fieber. Sogar die Posten draußen bemerkten das und kamen wiederholt zu mir herein und fragten, warum ich nicht schlafe. Am

nächsten Tag meldete ich mich zum Arzt, schon auch wegen der furchtbaren Kost. Das Essen war geradezu gräulich. Morgens einen Kaffee. Dieser enthielt von einem Kaffee nicht eine leise Spur, dagegen duftete er nach allen möglichen Ingredienzien. Das muss sicher das Abspülwasser vom Vortag gewesen sein. Doch halt! Abspülen mussten ja wir selbst. Ein Stück Brot bekamen wir morgens so schwarz wie Schokolade, so patzig wie Käse. Ein grausames Ding! – Einen Schluck Kaffee nahm ich, dann war es aus. Mich würgte es! Mittags eine Brühe. Ein Wasser, unten auf dem Boden sah man zerhackte Rüben und Kraut, guten Appetit! Abends Tee und nichts dazu und was für ein Tee?! Ich merkte es bald, diese Kost bringt mich um, da komme ich völlig von aller Kraft. Ich hörte von einem Kalfaktor, dass der Arzt eine Diät verordnen könne. Und da meldete ich mich zum Arzt, auf gut Glück. Abends kam der Posten: zum Arzt! Und er führte mich mit Gewehr und Säbel bewaffnet zum Arzt. Dieser war ein Militärarzt, ein älterer Herr, ein Preuße natürlich. Doch war er human und als ich ihm sagte, dass ich als 68-Jähriger die Gefängniskost nicht vertragen könne und noch dazu starkes Fieber habe und Augen und Ohren leidend seien, war er sofort bereit, mir die Diät zu verordnen. Freilich bekam ich sie erst nach ungefähr 14 Tagen. Nach ungefähr drei Tagen meldete ich mich wieder zum Arzt, weil ich fürchtete wegen aufgetretener Schluckbeschwerden die Diphtherie zu haben. Nach acht Tagen wurden wir in den Gefängnishof hinabgeführt. Dort mussten wir schweigend, mit zwei Meter Abstand hintereinander, spazieren gehen. Da sah ich meine Gefängnispezl zum ersten Mal wieder, beide, Rolf und Liga Stadler. Die waren körperlich gut beisammen, ich dagegen konnte kaum mehr gehen, so schwach, so elend, so krank war ich.

Von jetzt an kam alle Tage ein sehr lieber Besuch. Ein Arzt, Doktor Ense, auch ein Häftling, der uns besuchen musste, aber nicht helfen durfte. Das war ein äußerst lieber, tieffrommer und gläubiger Mann. Herr Pfarrer, sagte er sofort zu mir, Sie müssen mehr essen, sonst halten Sie nicht durch. Herr Doktor, ich kann nicht. Mir eckelt vor dieser entsetzlichen Kost. Lassen Sie mich Ihre Zunge sehen! Oh, Herr Pfarrer, Sie sind ja schwer krank, Sie sollen in ein Krankenhaus gehen. Schon gut, aber ich gehe nur in ein christliches Krankenhaus nach St. Hedwig. Das dürfen Sie nicht; Sie sind Staatsgefangener und als solcher kommen Sie nur in ein staatliches Krankenhaus. In eine eigene Gefangenenabteilung. Herr Doktor, unter diesen Umständen verzichte ich auf das Krankenhaus; denn dort würden sie mich alten kranken Mann sicher und schnell ins bessere Jenseits befördern! Er sagte nichts, nicht nein darauf, jeder von uns beiden wusste, woran er war!

Nun brachte mir dieser edle Mann alle Tage in der Frühe eine Schleimsuppe. Die musste ich in seiner Gegenwart trinken; die war nicht gut, aber doch etwas und mein Befinden besserte sich etwas.

Krankes Bein.

Nach ein paar Tagen stand ich morgens auf, aber was war das? Mein linker Fuß, d. h. der Unterschenkel, ist ganz steif und hart wie ein Brett und darauf stehen kann ich auch nicht mehr. Ist vielleicht bloß eine krampfartige Erscheinung, vergeht schon wieder. Ich brauche ja nicht zu gehen. Bleibe ich heute halt schön sitzen. Ja, ich blieb sitzen, die Geschichte wurde immer schlimmer, ich konnte keinen Schritt mehr gehen, ich musste mich auf mein feines Bett hinlegen. Sofort meldete ich mich zum Arzt und bat, er möge auf meine Zelle kommen, weil ich nicht gehen könne. Und siehe, abends kam er wirklich in meine Zelle 551. Ein junger Militärarzt und hinter ihm der Sanitäter mit seiner Apotheke. Seine erste Frage war nicht, wie es eigentlich selbstverständlich gewesen wäre, was mir fehle, sondern was ich für einen bürgerlichen Beruf habe!! Katholischer Geistlicher, sprach ich. Sofort wandte er sich um und schritt fluchtartig dem Ausgang zu, ohne ein weiteres Wort zu sprechen. Der Sanitäter folgte ebenso schnell. Ich konnte nicht anders, ich musste lächeln und den Kopf schütteln. Arzt sein und ein bornierter Hitler oder fanatischer Ungläubiger oder beides zusammen! Nun, aber damit war mein Bein nicht kuriert. Nach ein paar Tagen meldete ich mich wieder zum Arzt. Es kam aber ein anderer als der obige, der schaute wenigstens meinen Fuß an, fragte, ob ich eine Wunde hätte an meinem Bein. Auf meine Verneinung schüttelte er den Kopf und ging auch wieder fort! Diese Berliner Ärzte sind ja hoch interessant, dachte ich mir und ich ließ mir noch einen dritten kommen. Der, wieder ein anderer, schaute auch das Bein an, sprach warmhalten und hoch lagern und schob mir ein Brett unter meinen Fuß und damit war er auch mit seiner Weisheit am Ende! Er empfahl sich und kam nie wieder zum

Vorschein. Damit war aber mein Fuß nicht geheilt, im Gegenteil, er wurde alle Tage noch dicker und kränker. Ich zeigte ihn einmal dem lieben Dr. Ense. Der sagte sofort: »Oh, das ist Thrombose!« Nun wusste ich es, das ist ja lebensgefährlich und ich hatte nicht die mindeste Pflege! Gott sei mir gnädig!

Sanctissimum.

Ein edler Calfaktor, der alle Tage zu mir kam und die nötigen Dienste leistete, weil ich mir nichts tun konnte, indem ich immerfort an mein herrliches Bett gefesselt war, sagte eines Tages ganz im Vertrauen zu mir, dass Dr. Ense heimlich das Sanctissimum ab und zu den Gefangenen bringe. Oh, weil ich nur das weiß! Das klingt ja so, wie es vor ein paar Jahren in Spanien war! So wie in der Katakombenzeit!

Als Herr Dr. Ense wieder kam, fragte ich ihn sofort, ob das stimme. Auf seine Bejahung hin, bat ich ihn recht herzlich, er möge das nächste Mal auch mich bedenken. Er versprach es. – Tapfere, brave Berliner Kinder hatten nämlich vom Bischof (Graf Preysing) die Erlaubnis, das Allerheiligste in Konservenbüchsen ins Gefängnis hineinzubringen. Diese Büchsen hatten doppelten Boden, oben Konserven, unten das Allerheiligste eingeschlossen. Diese Kinder bestürmten in kindlicher, preußischer Weise, den Posten, er möge das dem Vati übergeben und zwar so lange, bis er es tat! Auf diese Weise kam das hl. Sakrament zu uns herein. Am nächsten Tag dann in aller Frühe brachte Herr Doktor uns die hl. Kommunion so schön und andächtig wie ich noch nie einen Priester habe abessen gesehen. Das war wohl meine schönste und heiligste aber auch ärmste Kommunion vom ganzen Leben! Oh wie gut tat diese Kommunion nach so langer Entbehrung. Jesus und ich waren jetzt wieder eins!

Ja, es kam noch schöner! Nach mehreren Tagen brachte Herr Doktor wieder das Sanctissimum. Er sagte, ich solle das Allerheiligste teilen und den zweiten Teil bei mir aufbewahren und morgen nehmen oder wenn ein starker Fliegerangriff käme, unter dem Angriff. Ich fragte, ob das vom Bischof aus erlaubt sei. Ja, es war gestattet.

Oh, wie war ich jetzt glücklich. Meine arme schmutzige, elende Zelle ist nun ein Bethlehem, eine wahrhaftige Kirche. Heute und die ganze Nacht war hier Ewige Anbetung in der Zelle 551. *Venite adoremus!* [Lasst uns anbeten!] Ja wenn das meine Mitgefangenen wüssten und verstünden!

Aber die heiligen Schutzengel wissen es und kommen und beten an! War das ein wunderbarer Tag, eine gnadenvolle Nacht. Jesus bei mir in meinem Bett. – Die Flieger kamen in der Nacht. Aber ich konnte mich nicht entschließen, das Allerheiligste zu konsumieren. Morgens tat ich es.

Eine Abwechslung.

Ein Tag nach dem andern verging; einer trüber und trauriger als der andere. Ich hoffte, einmal verhört zu werden und dann freigelassen zu werden. Aber es rührte sich nichts. Einmal aber kam eine kleine Abwechslung. Es war Sonntag. Die fielen mir immer besondere schwer. Den ganzen Tag allein im Bett. Abends kam sonst immer ein Kalfater zum Abdunkeln, weil ich nicht auf das Fenster hinaufkonnte. Heute vergaß er es scheinbar. Es wurde schon dunkel und richtig, jetzt erscholl vom Hofe her eine schnarrende Preußenstimme: Verdunkeln! Verdunkeln! Ich wusste ganz genau, das geht mich an. Aber ich konnte beim besten Willen nicht aus dem Bett heraus und noch viel weniger auf das hohe Gesims hinaufklettern und die Verdunklung herablassen. Unmöglich, kommt, was mag! Ich rief dem auf den Gang vorbei patrouillierenden Posten. Doch der hörte nicht oder wollte nicht hören. Wiederum kam vom Hof her der Ruf »Verdunkeln!« Aber diesmal viel giftiger, viel drohender! Ich war gerade daran, die elektrische Birne auszuschalten – da, ein entsetzlicher Krach, eine Staubwolke voll Pulverdampf und die ganze Zelle war in eine undurchschaubare Staub- und Kalkwolke gehüllt, sodass ich beinahe keinen Atem mehr bekam. Der liebe SS-Mann hatte tatsächlich in meine Zelle geschossen aus lauter Zorn und Gift.

Das war der erste Teil der Komödie, der zweite kam sogleich. Durch den Schuss alarmiert, wälzte sich eine ganze Kolonne von freundlichen Posten schreiend, schimpfend, fluchend auf meine Zelle zu. Das kann gut werden. Und jetzt wurde meine Türe aufgestoßen und sie fluteten herein, einer lieber und freundlicher als der andere. Geschimpft, gewettert, gebrüllt, geflucht wurde jetzt durcheinander, fürchterlich, echt preußisch, echt nazisch.

Mit Müh und Not konnte ich nur sagen: »Meine Herren, ich bin ja

krank, ich kann aus dem Bett nicht heraus, ich kann nicht gehen und stehen!« – Doch das war alles umsonst, die wurden nur noch wilder und närrischer. Aber jetzt kam Hilfe. Wegen des Staubes und Kalkes konnten auch die Herren nicht Luft schöpfen und so verschwand einer nach dem andern aus der Zelle. Nur die ganz Wilden blieben und da passierte jetzt etwas ganz Entsetzliches. Einer sah nämlich meinen Rosenkranz auf meinem Lager.

Der bekam einen religiösen, fanatischen Anfall, nahm den Rosenkranz in höchster Wut, schleuderte ihn mir ins Bett, schimpfte und lästerte in allen Tonarten: **Du Pfaff, Du Saupfaff, Dreckpfaff, Katholikenpfaff, Rosenkränzler** usw. Alles fluchte, schimpfte, wettete aus vollem Halse und ging wieder aus meiner Zelle, denn der Staub und Pulverdampf, der vertrieb sie. Draußen auf dem Gange ging es noch lange so fort, bis sich das Unwetter langsam verzog. Pater Rösch sagte mir später, er habe beim Militär und im Kriege viel und schrecklich fluchen gehört, aber so wie hier noch nie!

Oben in die Decke war die Kugel hineingefahren und hat zum Andenken ein Loch gebohrt und viel Kalk herabbefördert. Zum größten Glück hat mich dieser liebenswürdige Mensch nicht getroffen und hat die Kugel nicht an den Eisenstäben der Vergitterung aufgeschlagen, sonst hätte es einen Querschlag geben und das hätte schlimm werden können! *Deo Gratias!*

Missglücktes Verhör.

Eines Tages kam der Posten zu mir herein. Sie werden heute verhört, richten Sie sich! Ich war froh über diese Nachricht, denn dann weiß ich doch endlich einmal, warum ich eigentlich eingesperrt bin und dann kann ich mich doch auch verteidigen! Nachmittags kam der Posten und holte mich. Ich konnte keinen Schritt gehen; deshalb rief er noch einen, die schlepten mich wie einen Mehlsack hinaus und hinunter die Stiege und an den Ausgang. Dort rief uns der Portier an. Was ist es mit diesem Mann? – Der muss ins Verhör. Der kann ja nicht gehen. Macht nichts, der wird gefahren. Was fehlt Ihnen? – Ich habe am linken Unterschenkel eine Thrombose. Was? Thrombose? Die kenne ich; das ist ja furchterlich. Meine Frau hatte auch Thrombose, das ist ja ganz entsetzlich. Der Mann bleibt hier, der kann nicht ins Verhör. Der muss ins Verhör; ich muss ihn bringen. Der kann nicht gehen, ich lasse ihn nicht hinaus. Die sollen kommen und ihn hier vernehmen.

Jetzt stritten die zwei sich gegenseitig ab. Das Resultat war, dass ich hier blieb und wieder hinauf getragen wurde in meine liebliche Zelle. Nun, da hat mir sichtlich der Herrgott geholfen. Ich war wirklich so elend beisammen, dass ich diese Fahrt und ein wahrscheinlich langes Verhör nicht ausgehalten hätte. Jetzt werden sie halt in meine schöne Zelle kommen zum Verhör. Aber weit gefehlt. Es kam niemand und bis heute bin noch nie verhört worden; so weiß ich bis heute noch nicht, warum ich eigentlich eingesperrt war.

Überraschung.

Eines Tages kam ein »Höherer«: Sie müssen die Zelle wechseln! Packen Sie zusammen! Am nächsten Tage wurde es ernst. Von Zelle 551 kam ich auf Zelle 540. Warum, das wusste ich nicht. Zwei Posten trugen mich in die neue Herberge. Die war genau so schlecht wie die erste. Hier ereignete sich eines Tages etwas Merkwürdiges. Ein Posten brachte mir nämlich einmal einen großen Korb, vollgepfropft mit lauter hoch feinem Essen. Ich hatte ja entsetzlichen Hunger, weil ich die Gefängniskost nicht genießen konnte. Hunger hatte ich tatsächlich wie ein Wolf. Und jetzt diese Bescherung! Ich glaubte erst, ich träume, aber es war Wirklichkeit! Ich muss sicher große Augen gemacht haben, als der Posten mir diesen Korb aufs Bett stellte. Woher ist das? fragte ich. Wer denkt denn in Berlin an mich? Gehört das sicher mir? Ja freilich, sagte der Posten. Woher? Weiß ich nicht. Sofort machte ich mich ans Auspacken.

Zuerst kam eine Schüssel zugedeckt mit einem Teller. Oh, darunter waren feine dampfende Kartoffel. Wieder darunter waren Leberwürste, warm, fein schmeckend! Ja, wer denkt so an mich? Weiter jetzt kommt eine Tüte voll Äpfel, die ich mir schon längst immer gewünscht hatte. Lauter Kasseler Reinetten, genau wie im Ornauer Garten. Müssen halt doch von daheim sein! Sofort nahm ich einen und biss hinein. Oh Wonne! Ob Seligkeit! Jetzt hatte alle Not ein Ende. – Dann eine weitere Tüte voll lauter Dauerwürste, oh Freude! – Nun kam ein Stollen Weißbrot mit feiner Schinkeneinlage, dann noch ein Stollen Schwarzbrot, aber wie fein! Streichwurst eingelagert! Ja, träume ich oder ist es wahr? Jetzt kam ein Glas eingemachter Sachen. Was, weiß ich nicht. Ein Pack

Zigaretten und Zündhölzer, und jetzt sind noch Thermosgläser drinnen und Zucker und allerlei Naschsachen, es ist wie im Märchenland. Tischchen deck dich! Ja, so will ich gern noch im Gefängnis aushalten, Alleluja. Alle Not und besonders der schreckliche Hunger hat ein Ende. O schönes Gefängnis! Oh liebes Berlin. Wer nur das mir geschickt hat? so fragte ich mich, da ging die Türe auf, es kamen gleich zwei Posten herein. Sie, der Korb gehört nicht Ihnen, das müssen Sie alles wieder hergeben! Oh schreckliche Enttäuschung! Erst der reiche Prasser und jetzt der arme Lazario! Mit trauriger Mine habe ich diesen Sachen nachgeschaut und nachgetrauert. *Sic transit gloria mundi!* [So fährt hin die schöne Welt!]

Ein Stern!

Nun, eine große irdische Freude durfte ich im SS-Gefängnis doch erleben. Das kam so. In den ersten Wochen hatte ich furchtbaren Hunger. Die Gefängniskost, die ja keine menschliche Kost war, konnte ich einfach nicht vertragen. In dieser Not fiel mir ein, dass Rösch im Herfahren uns sagte: Wenn einer etwas brauche, wenden Sie sich an Theo Hofmann SJ St. Hedwigs-Krankenhaus. In meiner äußersten Not schrieb ich an diesen Herrn und bat ihn, wenn möglich an mich zu denken und mir Wäsche zu senden. Ich hatte Lese- und Schreibverbot, aber siehe, ganz merkwürdig, dieses Schreiben kam an seine Adresse. Sonst sind mir alle Schreiben kassiert worden. Eines Tages kam jetzt wirklich ein Paket mit der so notwendigen Wäsche und – höre und staune – in der Wäsche verborgen waren einige Lebensmittel: ein Brötchen belegt mit Wurst, ein paar Äpfel, kondensierte Allgäuer Milch, ein Stückchen Butter. Gott, Lob und Dank für diese Rettung!

Oh, was war das für eine Wohltat für meinen armen Magen in höchster Not! Jetzt konnte ich den Korb eher verschmerzen. Wie habe ich diese Wohltat geachtet und die Caritas Christi schätzen gelernt!

Russen.

Eines Tages, es muss schon Februar gewesen sein, sagte ein Calfater beim Besorgen meiner Zelle: die Russen haben durchbrochen, die sind schon tief in Ostpreußen, die kommen alle Tage näher! Oft fragte ich, wie es stehe? Aber die wussten selbst nicht viel, nur dass die deutschen Linien eingedrückt sind und alles retour gehe. Furcht und Hoffnung kam bei dieser Nachricht über mich. Furcht, wenn die Russen kommen und ich bin noch hier, was wird werden? Hoffnung, vielleicht bringen gerade diese kriegerischen Ereignisse meine Erlösung!

Einmal kam ein Dienstuender und sagte zu mir: Sie werden jetzt bald entlassen; es ist eine Verordnung da, dass alle Leichtverschuudeten fort-dürfen. Das wenn wahr wäre! Wenn ich bald hinausdürfte. Eine selige Hoffnung durchrieselte mich, aber schwach war sie! Wer weiß, ob das nicht wie so manch anderes bloßes Geschwätz ist. Es rührte sich nichts mehr, lange Tage, sodass ich die Hoffnung schon hübsch aufgab! Ich musste plötzlich wieder meine Zelle wechseln. Warum, das weiß ich nicht. Ich kam jetzt ganz hinunter in den unteren Gang, in eine unheimliche Gegend. Der Calfater dieses Ganges war auch ein merkwürdiger Mann. Er sprach mit mir nur vom Sterben und nicht mehr gesund werden! Ich bekam den Eindruck, ich sei in der Sterbezelle gelandet. Das wird ja immer schöner!

Ich wartete alle Tage, dass in meine Zelle die Gerichtsherren zum Verhör kämen, aber es rührte sich nichts. Später erfuhr ich dann, dass man mich tatsächlich in der Zelle vernehmen wollte, aber die politischen und militärischen Ereignisse überstürzten sich damals und so kam es, dass ich eines Tages die Nachricht durch einen Wärter erhielt. Herr Liga Direktor Stadler (der spätere Domkapitular), der mit mir ins Gefängnis kam, sei verhört worden und morgen ist er frei – Hat mich dieses Wort elektrisiert. Stadler frei! Nun, ich habe auch nicht mehr und weniger getan als er, nämlich einmal mit Pater Rösch gesprochen, da kann ich auch frei werden! – Oh, wie habe ich die hl. Schutzengel von ganz Ornau angerufen, dass sie kommen und mir heraushelfen. Diese ganze Nacht habe ich gebetet and gerufen!

Frei!

Morgens kommt Stadler herein, reisefertig mit seinem Kofferchen. »Stadler, du bist frei? Du darfst gehen?« »Ja, ich bin frei und du wirst auch frei!! Oh das, wenn wahr wäre! Ja ganz bestimmt! Stadler, dass Du aber dann auf mich wartest, ich kann nicht gehen. Du musst mich heimbringen!« – »Gewiß, ich warte auf dich. Ich gehe jetzt nach St. Hedwig zu Pater Theo und dort werde ich für Dich sorgen.«